

Vielfalt an Kontakten wäre jedoch ein klares Konzept für die Quellenerschließung und -interpretation wichtig gewesen. Das bloße Aufzählen von Beziehungen und Reisen vermittelt uns nichts Wertvolles und Aussagekräftiges über den eigentlichen Transfer von Ideen. Die Autorin setzt konkrete gegenseitige Einflüsse einfach voraus, ohne ihnen nachzugehen. So deutet sie zum Beispiel an, dass die russischen Medizinstudentinnen in der Schweiz schon durch ihren Aufenthalt im Ausland zu einem Ideentransfer beigetragen hätten. Oder sie stellt eine Kontaktlinie über Generationen hinweg zwischen Lucretia Mott und Alexandra Gripenberg via Marion Kirkland (Mrs. Hugo) Reid her, und zwar auf Basis eines „vermutlichen“ Zusammentreffens (20). Was Frauen über ihre internationalen Kontakte dachten und schrieben, worüber sie debattierten, erfahren wir selten. Mehr Bezüge auf Quellen in der Art jenes Briefes der inhaftierten Französinen Jeanne Deroin und Pauline Roland an die Frauenrechtsversammlung in Worcester, Massachusetts von 1851, in dem William Thompson und Anna Doyle Wheeler, der Marquis de Condorcet und Mary Wollstonecraft Erwähnung finden (90), wären wichtig gewesen, um die ganze Bandbreite transnationaler geistiger Einflüsse und Kontakte aufzuzeigen.

Beeindruckend und nützlich bleibt die Fülle biografischer Informationen mit vielfach wenig bekannten Details dennoch. So stellte sich heraus, dass die Suffragette Lady Constance Lytton die Urenkelin der Anna Doyle Wheeler war. Historikerinnen der österreichischen Frauenbewegungen wird die Erwähnung einer Baroness Marie von Bruiningk, die 1848 aus Wien nach London emigrierte (87), und der Hinweis auf „Captain A. D. Korn“ (88) – gemeint ist Arthur Korn, ein Mitherausgeber der *Allgemeinen Frauen-Zeitung* in den Jahren 1886/1887 und 1892/1893 – interessieren. Zudem gibt es interessante Verweise auf besondere Quellen wie das Tagebuch von Lucretia Mott, und nicht zuletzt bleibt anzumerken, dass McFadden durch das Auffinden des Totenscheins beweisen konnte, dass Anna Wheeler tatsächlich 1848 verstorben ist.

Birgitta Bader-Zaar, Wien

Miriam Gebhardt, Das Familiengedächtnis. Erinnerung im deutsch-jüdischen Bürgertum 1890 bis 1932 (= Studien zur Geschichte des Alltags 16). Stuttgart: Franz Steiner Verlag 1999, 229 S., öS 642,00/DM 88,00/sFR 88,00, ISBN 3-315-07560-7.

Ausgehend von Walter Benjamins Vergleich des Erinnerungsvorgangs mit dem Bild eines grabendes Mannes entwickelt Miriam Gebhardt ihre anregende Studie über das Familiengedächtnis im deutsch-jüdischen Bürgertum um die Jahrhundertwende. Ähnlich wie der Grabende seine Schaufel nur dort ansetzen kann, wo er gerade steht, erfolgt das Erinnern immer vom gegenwärtigen Standpunkt aus und bedeutet daher nicht einfach das Zugreifen auf ein penibel geordnetes Archiv, sondern stellt einen kreativen und konstruktiven Akt dar. In der Auseinandersetzung mit der in den letzten Jahrzehnten blühenden Forschung über Formen und Strukturen von Erinnerung entwickelt die Autorin einen eigenständigen, „erinnerungskritischen“ Ansatz entlang der Leitlinien des Arbeitens mit autobiografischem Material: Dazu gehört die Einbeziehung der Schreibmotive und Legitimationsbedürfnisse im Kontext eines allgemeinen gesell-

schaftlichen Diskurses, die Freilegung der narrativen Strukturen und der konstruktiven Mechanismen sowie die Unterscheidung zwischen Erinnerungsstrategien und den eigentlichen Gedächtnisinhalten. Gebhardt versteht Erinnerung dabei vor allem als Konstruktion von Identität. Auch die wissenschaftlichen Untersuchungen zum jüdischen Bürgertum haben in den letzten Jahren zugenommen, aus der Notwendigkeit, die vielbeschworene und vielgeschmähte ‚deutsch-jüdische Symbiose‘ neu zu hinterfragen. Miriam Gebhardt gelingt es in ihrem Buch – einer von Clemens Wischermann betreuten Dissertation – für beide Forschungsfelder neue Erkenntnisse und Anregungen zu liefern.

Der Großteil der zitierten Quellen stammt aus dem New Yorker *Leo Baeck Institute*. Die Autorin berücksichtigt bewusst nur vor 1933 entstandene Texte und bezieht insgesamt 52 Verfasserinnen und Verfasser in ihre Arbeit ein. Diese Zeit ist geprägt von zunehmender Assimilation und sich verstärkendem Antisemitismus, was immer mehr bürgerliche Jüdinnen und Juden veranlasste, über ihr Leben zu schreiben.

Im ersten Teil analysiert sie auf der Basis von Erinnerungen mehrerer Familienmitglieder zweier Generationen – einer besonders günstigen Quellenlage – auf anschauliche Weise die Bedeutung des Gegenwartshorizonts für die Erinnerungsarbeit. Sie kommt dabei zum Schluss, dass es weniger oft das Bedürfnis nach nostalgischer Rückblende als die Erfahrung der unglücklichen und von Krisen geprägten Gegenwart ist, die Menschen den Anstoß gibt, den Verlauf ihres Lebens zu reflektieren und niederzuschreiben.

Der zweite Teil ist dann dem „Familiengedächtnis“ selbst gewidmet. Hier werden anhand etlicher Familiengeschichten Motive und Strukturprinzipien herausgearbeitet. „Legendäre Gründerväter“, „Ursprungsmythen“ oder etwa eine spezifische familiäre Namengebung ließen sich als typische Elemente herausfiltern (65–159). Interessant ist auch, in welcher Form diese Familiengeschichten Bezug auf die kollektive Vergangenheit nehmen. Besonders aufschlussreich sind die Ergebnisse der Studie in Hinblick auf die Rolle der Religion. Sie setzt sich beispielsweise mit der vielzitierten These Marion Kaplans von der „doppelten Leistung von Jüdinnen im Verbürgerlichungsprozeß“ auseinander (119ff), der zufolge sie einerseits die jüdische Tradition bewahrt und sich und ihre Familie andererseits erfolgreich an die modernen Lebensformen und die Normen der deutschen Mehrheit angepasst hätten.¹ Gebhardt verweist auf die Zweischnidigkeit solcher Zuschreibungen. Der grundsätzlichen Problematik einiger weiterer Thesen geht die Autorin auch im Kapitel über „Liebe und Ehe in der Erinnerung“ – anhand von Überlegungen zur Partnerwahl, zur Hochzeitsnacht und Liebesheirat, zu individuellen Entscheidungsspielräumen oder Geschlechterrollen – nach. Dabei hinterfragt sie auch „eine der Lieblingsthese der jüdischen Frauengeschichte“, dass nämlich das Judentum eigentlich ein „verborgenes Matriarchat“ darstelle (153ff). Der Aufwertung der Rolle der Frau in der bürgerlichen Gesellschaft durch die Betonung der Familie und durch ihre Schlüsselrolle im traditionell jüdisch geführten Haushalt steht allerdings der Ausschluss

1 Vgl. Marion A. Kaplan, Tradition and Transition. The Acculturation, Assimilation and Integration of Jews in Imperial Germany. A Gender Analysis, in: *LBI Year Book*, 27 (1982), 3–35 und ihr zum Standardwerk gewordenes Buch *The Making of the Jewish Middle Class. Women, Family, and Identity in Imperial Germany*, New York/Oxford 1991.

von grundsätzlichen Entscheidungen – etwa über Erziehung oder Eheschließung, die nach wie vor von den Ehemännern getroffen wurden – gegenüber.

Der dritte Teil der Arbeit thematisiert „Geschlecht und Individuum als Erinnerungskategorien“. Für den gewählten Untersuchungszeitraum unterscheidet sich die Zahl der überlieferten autobiografischen Erinnerungen von Frauen zwar nicht wesentlich von der von Männern, doch finden sich darunter weniger von Frauen verfasste Familienchroniken, und es fällt die Neigung der Autorinnen auf, die eigene Person stark in den Hintergrund treten zu lassen. Gebhard zeigt auf, dass die Familie für beide Geschlechter einen zentralen Bereich der Zuordnung von Erinnerung darstellte und das Familiengedächtnis die wichtigste Deutungsebene für die individuelle Identifikation war. Mit Hilfe des genealogischen Narrativs wird eine meist fortschrittsorientierte Interpretation der kollektiven und individuellen Vergangenheit transportiert und für die Nachkommen konstruiert, um die Gegenwart zu erklären. Die von Männern geschriebenen Unternehmerautobiografien interpretiert Gebhardt ebenfalls als Ausdruck einer familialen Erinnerungspraxis. Der Autor erzählt darin seine Geschichte als beispielhaft für die Familie und tritt als Individuum fast gänzlich zurück.

Allerdings, und das wurde in der einschlägigen Forschung bis jetzt nur zu gerne übersehen, folgen immerhin etwa zehn Prozent der untersuchten Erinnerungsschriften nicht dem Bild einer harmonischen Familienvergangenheit. Gerade an diesen Fällen kann die Autorin einen bedeutsamen Umbruch hin zu einem erinnerungskritischen Bewusstsein in Autobiografien überzeugend herausarbeiten.

Doch haben sich auch einige Ungenauigkeiten eingeschlichen, die durch ein sorgfältigeres Lektorat zu vermeiden gewesen wären, wie falsche Angaben zum eingangs erwähnten Benjamin-Zitat, Namensverwechslungen – Paula Hyams statt Helga-Ulrike Hyams (12), Nelly Sachs anstelle von Semy Sachs (76) – oder Unvollständigkeiten im Literaturverzeichnis – so fehlen beispielsweise Juliane Jacobi-Dittrich oder Peter Pulzer. War Hildegard Wallich geb. Rehrmann protestantisch (45) oder katholisch (208)? Hieß Helene Eycks Sohn Ernst oder Erich (105)? Stammt der Eintrag in Heinrich Rheinstroms Tagebuch von 1916 oder 1920 (106)? In welchem Archiv für Zeitgeschichte ist die Chronik der Familie Hirsch zu finden (212)? Dem Wert und dem kritischen Potential der Arbeit insgesamt tun diese Schönheitsfehler allerdings keinen Abbruch.

Maria Diemling, Jerusalem

Medien & Zeit. Forum für historische Kommunikationsforschung 15, 2/2000: **Frauen und Medien**. Wien: AHK, 72 S., öS 58,00, ISSN 0259-7446.

Das zweite Heft des Jahres 2000 von *Medien & Zeit*, der seit 1986 vierteljährlich erscheinenden Fachzeitschrift für historische Kommunikationsforschung, ist dem Schwerpunkt „Frauen und Medien“ gewidmet. Die einzelnen Beiträge beschäftigen sich mit Geschlechterkonstruktionen im Journalismus (Elisabeth Klaus) und in der Aneignung und Anwendung des Internets (Johanna Dorer), dem geschlechtsspezi-